

Vorstadtabend

Autor(en): **Hess, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 43

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heute ist es gerade ein Jahr her, seit man ihren lieben kleinen Jungen begrub.

Aber ihr Schmerz ist noch so groß und neu, als wäre es gestern geschehen.

Bubi! Hat sie den teuren Namen laut gerufen? Ihr ist es, als wenn sich das braunlockige Köpfchen wieder so zärtlich an sie schmiegte und die Mädchen wieder fest ihren Hals umklammerten! „Bubi, gib Küßchen!“ Wie fest preßte sich da der kleine rote Mund auf den ihren, wie strahlten sie seine großen, unschuldsvollen Augen an!

Seine Augen, die immer in Fragen standen an das Leben, das er noch nicht fassen konnte. Nur Liebe, nur Sonnenschein war sein ganzes kleines fünfjähriges Leben gewesen! Für alle hatte er ein gutes Wort, für jede böse Tat eines andern eine Entschuldigung!

Da wurde er krank. Die Glieder taten ihm weh, kein Arzt wußte, was es war; endlich stellte es sich heraus, daß es eine Infektion des Blutes war, ein Spaltpilz, der das ganze Blut verseuchte, ein Fall, für den es keine Heilung gab, ein hoffnungsloser Fall. Er war von Anfang an verloren.

Und doch hatte sie immer Hoffnung gehabt, denn der Arzt hatte ihr zuerst die Tragweite dieser furchtbaren Krankheit verheimlicht. Er war ja so zärtlich und geduldig, der kleine Junge, er klagte nie, er trank gern Milch und aß weiße Semmelbröckchen, er ließ sich von Vati füttern und von „Dehmchen“ Herzen und küssen, er tat alles, was man von ihm wollte. Schmerzen schien er nicht viel zu haben.

Sollte dies junge Menschenblümlein denn wirklich schon sterben müssen? Ohne zur verheißungsvollen Blüte gelangt zu sein?

In dem Krankenlager eines geliebten Menschen offenbart sich die Grausamkeit des Lebens in ihrer ganzen Macht. Denn alle Liebe war machtlos, — es gab keine Hilfe.

An einem Sonntage wurde er begraben.

Die Vöglein sangen und die Blumen blühten und die Sonne schien golden und warm vom blaßblauen Sommerhimmel hernieder.

Oh, es ist so dunkel, so trübe geworden!

Die schwarze, schlante Frau am kleinen Grabhügel stöhnt auf. So greifbar deutlich hat sie wieder alles vor sich gesehen! Ach, von allen Geschehen im menschlichen Dasein ist der Tod unstreitig das Grausamste und Geheimnisvollste. Ob uns die Toten sehen können? Ob ihr süßer kleiner Junge, der nun so tief unter der Erde schief, sehen konnte, wie seine Mutter wieder in heißem Schluchzen vor seiner letzten Ruhestatt kniet? Ob es ein Wiedersehen da droben gibt? Solche Gedanken bewegen das Herz der gramgebeugten Mutter.

Um sie weht die Abendsonne goldene Schleier, spielt der Abendwind, als wollte er sie trösten. Ein Vöglein sitzt oben im Lebensbaum und schmettert aus voller Kehle ein Liedchen in die tiefe Stille des sinkenden Nachmittags.

Verzage nicht, singt es, fasse neuen Mut, es gibt doch eine Hoffnung, der Tod ist nur die letzte Form des irdischen Lebens, die ewige Liebe wird ihn zu neuem Leben erwecken.

Hoff, hoff, es gibt ein Auferstehen, die alte Welt ist tot, aber eine neue wird erstehen.

Die schlante Frau am kleinen Grabhügel wird langsam ruhiger. Die friedevolle Abendstimmung des sinkenden Tages legt sich wie Balsam auf ihr wundes Herz. Oh, sie will diese Ruhe suchen im Herzen zu behalten und mit hinübernehmen in das Leben, das doch auf sie wartet. Die Lebenden verlangen ihre Kräfte, ihr guter Mann, ihre alte, vom Kummer ebenfalls gebeugte Mutter. Sie darf sich nicht dem Schmerz ganz hingeben. Dann wird sie über dem kleinen Toten auch die Lebenden verlieren. Sie darf nicht in Trauern tatenlos weiter dahinleben. Ihres Kindes Name ist in graniternen Lettern in ihr Herz geschrieben, aber das Leben muß sein Recht behaupten, es soll ihm werden.

Vorstadtabend.

Von Gottfried Heß.

Mit der Trambahn bin ich hier herausgefahren; denn es läßt sich nirgends so angenehm auf den Abendzug warten wie eben hier. Die hohen Schlote haben ihre Eruptionen eingestellt, die Flut werktätiger Menschenmassen ist beinahe verebbt, und das bunte Durcheinander der Lagerhäuser, Schuppen und Schlupfwinkel gibt sich die größte Mühe, vorsonntäglich auszusehen. Die zermürbte Hauptstraße hat die Wasser des jüngsten Regengusses sorglich in ihre von viel tausend Rädern ausgehobenen Löcher gezogen. Diese sind so regelmäßig angeordnet, daß man beinahe Absicht dahinter vermuten möchte. Das kommt dem alten Weiblein zugut, das reichlich bepakt die Ebbe der Zwischenräume abschreitet, und diese scheinen für sein Ausschreiten genau abgepaßt zu sein.

Im Wartsaal und auf dem Bahnsteige harren die verschiedenartigsten Menschen. Daß sie harren, wissen sie selber nicht; denn sie glauben, bloß auf die Abfahrt ihres Zuges zu warten. Ein elektrisch betriebener Schnellzug gleitet gepenstlich heran und vorbei. Niemand beachtet ihn sonderlich; er hält ja nicht an und ist deshalb hier niemandem von Nutzen. Der Gegenwart ist die Lehre vom Nutzen am geläufigsten; das Staunen kennt sie nicht mehr. Ist denn das kein Wunder, so ohne Stampfen und Dampfen, ohne aufgeregtes Atmen und Mühen heran und vorbeigleiten zu können.

Auf der grünen Bank, hinter Koffer, Reiseforb und Schirm verbarrikadiert, sitzen Mutter und Sohn. „Und halte dich gut und schreibe ja recht fleißig heim.“ — „Was soll ich denn immer schreiben?“ — „Was du schreibst, ist schließlich gleichgültig; wenn du nur immer schreibst!“ — Um diesen abgerissenen Fetzen eines Gesprächs reicher, gehe ich hinüber zur Trambahn, wo wieder ein Wagen vorgefahren ist.

Eine andere Menschenflut ist es wiederum, welche die alte Straße beherrscht. Alles will stadtwärts fahren. Ich möchte gerne schon jetzt unterscheiden, wer in einen Klub, wer in den Gottesdienst, ins Konzert, ins Theater oder ins Lichtspiel geht. Eitles Bemühen; — es schießt doch ein jeder Stand überallhin seine Vertreter. Ein Mann der Heilsarmee lenkt mich ab. Einer, der sein Lebensziel deutlich vor sich sieht, denke ich mir. Er bietet den „Kriegsruf“ aus. Einem Bekannten faltet er die letzte Seite des Blattes hervor mit den Worten: „Das habe ich geschrieben“. Sofort interessierte ich mich und erwerbe mir ein Blatt mit der Absicht, den Artikel mit dem Gesicht des Verfassers zu vergleichen. Nun war es bloß eine Berichterstattung. Die Worte der besorgten Mutter summtun mir noch im Kopfe herum: „Was du schreibst, ist schließlich gleichgültig; wenn du nur immer schreibst“.

Ein neuer Tramwagen. Von allen Seiten strömen die Leute heran, als besorgten sie sich darum, die Seligkeit nicht zu verpassen. Alle glauben ein wichtiges Ziel zu haben: einen Besuch bei lieben Bekannten, Zerstreuung, Vergnügung, Verpflichtungen. Wohl dem, der dort innen liebe Bekannte, Vergnügung und vor allem Befriedigung finden kann, sonst bleibt er unter Tausenden von Menschen einsamer, als wenn er durch menschenleere Wiesen, Wälder und Bergwege ginge.

Nun schlagen die Uhren in allen Türmen der nahen Stadt. Hört die eine auf, so beginnt das dünne Singen eines Glöckleins, dann die Stimme einer großen Glocke vorzutragen, immer dasselbe Lied von der Zeit. Hier wird die Zeit übermäßig viel gemessen und ausgerufen. Deshalb fühlen die Leute das Wandern von Zeit und Leben gar nicht mehr heraus. Ist das etwa der Grund, daß dieses Leben vielen leicht und belanglos verstreicht? Ich möchte diesem hastigen Tun und Treiben einen Namen geben, aber ich würde wohl in all den Drängenden Widerspruch hervorrufen. Möchte er wohl das Echo der eben gehörten, mütterlichen Ermahnung sein? Etwa: Was du lebst, ist schließlich gleichgültig, wenn du nur immer lebst? —